Dominik Schenker

Organisierte Freiheit

T V Z

Dominik Schenker

Organisierte Freiheit

Jugendarbeit der katholischen Kirche in der Deutschschweiz

Ein Handbuch

EDITION **N Z N**

BEI **T V Z**

Theologischer Verlag Zürich

Das Buch wurde ermöglicht durch die Deutschschweizer Fachstelle für kirchliche Jugendarbeit, den SKVV Förderverein, die juse-so Solothurn, den Verein Publikationen des RPI und die Projektadministration FO/RKZ.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Simone Ackermann, Zürich
Druck: ROSCH-BUCH Druckerei GmbH, Scheßlitz

ISBN: 978-3-290-20116-6

© 2017 Theologischer Verlag Zürich
www.edition-nzn.ch

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

1	Was ist kirchliche Jugendarbeit, und wie nützt dabei dieses Buch?	7
2	Was ist Jugend? Eine Annäherung aus vier Blickwinkeln	9
3	Jugend und kirchliche Jugendarbeit im gesellschaftlichen Wandel	19
4	Aktuelle Situation im Kinder- und Jugendbereich	28
5	Kirchliche Jugendarbeit: Begriffsklärung und Systematisierung	32
6	Jugend und Religion	45
7	Geschichtlicher Überblick über die (kirchliche) Jugendarbeit in der deutschsprachigen Schweiz	63
8	Theorien und Ansätze der Jugendarbeit	153
9	Diakonische Jugendarbeit	195
10	Diakonisch-mystagogische Jugendarbeit und der Respekt vor der selbstgewählten Differenz	217
11	Herausforderungen in der (kirchlichen) Jugendarbeit	238
12	Die Suche nach einer zukunftsfähigen (kirchlichen) Jugendarbeit	265
	Literatur	281
	Themenregister	299
	Ausführliches Inhaltsverzeichnis	303

Folgenden Personen möchte ich herzlich für die Unterstützung bei der Erstellung dieses Buches danken:

Marie-Theres Beeler, Ursula Bandler, Walter Blum, Dorothee Foitzik, Rolf Steiner, Helena Jeppesen, Thomas Kyburz-Boutellier, Beat Niederberger, Hans Niggeli, Eugen Trost, Ina Serif, Alfred Steiner, Heinz Wettstein, Peter Zängli.

1 Was ist kirchliche Jugendarbeit, und wie nützt dabei dieses Buch?

Die kirchliche Jugendarbeit ist Teil der Jugendpastoral und der Kinder- und Jugendförderung: Durch die doppelte Zugehörigkeit orientiert sich die kirchliche Jugendarbeit in der Theorie und der Praxis an beiden Fachrichtungen. In der konkreten Praxis unterscheidet sich die Offene Jugendarbeit in kirchlicher Trägerschaft wenig von jener mit anderen Trägerschaftsformen, genauso wie sich konfessionsneutrale und konfessionelle Jugendverbände sehr ähnlich sind: Die relevanten Unterschiede liegen in einer zusätzlichen theologischen Begründungsebene und in den Strukturen.

Die kirchliche Jugendarbeit ist auf die Soziale Arbeit (resp. die Soziokulturelle Animation als Teil der Sozialen Arbeit) als Referenzwissenschaft für die Offene Jugendarbeit angewiesen. Umgekehrt sehen in der Schweiz die FachvertreterInnen der Sozialen Arbeit aktuell kaum Bedarf an theologischer Reflexion, etwa in der Ausbildung. Für eine Tätigkeit in der kirchlichen Jugendarbeit sollte ein/e JugendarbeiterIn jedoch die wichtigsten jugendpastoralen Ansätze kennen und diese diskursiv vertreten können. Neben dieser fachlichen Auseinandersetzung mit den Grundlagen ist es notwendig, dass die Jugendarbeitenden ihre eigenen religiösen Vorstellungen kritisch reflektieren. Dies ist eine Voraussetzung, um Jugendlichen bei Sinnfragen als kompetente GesprächspartnerInnen zur Verfügung stehen zu können. Denn die kirchliche Jugendarbeit gehört zu den wenigen Orten, an denen Durchschnittsjugendliche von sich aus über Sinnfragen, Gott und Glaubensvorstellungen sprechen.

Das Ziel dieses Buches ist es, einen aktuellen Überblick über die Jugendarbeit der katholischen Kirche in der Deutschschweiz, ihre Geschichte und die gegenwärtigen Herausforderungen zu geben.

Kirchliche Jugendarbeit ist einerseits die professionelle Arbeit in den Pfarreien für Heranwachsende und mit ihnen anhand von Methoden der Sozialen Arbeit/Soziokulturellen Animation mit einer zusätzlichen Begründungs- und Reflexionsebene und andererseits die kirchliche Jugendverbandsarbeit: In den ersten drei inhaltlichen Kapiteln (2 bis 4) steht die Zielgruppe im Zentrum: Eine Annäherung an die Lebensphase Jugend

findet statt, die Entstrukturierung dieser Phase durch den gesellschaftlichen Wandel und die aktuelle Situation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Deutschschweiz werden hier beleuchtet. Das fünfte Kapitel widmet sich der Begriffsklärung und Systematisierung im Rahmen der kirchlichen Jugendarbeit. Die religiöse Entwicklungslogik als ein Schlüssel zum Verständnis der facettenreichen Phänomene rund um die Religiosität von Jugendlichen ist Inhalt von Kapitel 6. Kapitel 7 will jene historischen Informationen liefern, die zum Verständnis der heutigen Ausprägung der kirchlichen Jugendarbeit in der deutschsprachigen Schweiz notwendig sind. Die drei wichtigsten Strömungen in der Kinder- und Jugendarbeit innerhalb der Sozialen Arbeit, die Soziokulturelle Animation, die subjektorientierte Jugendarbeit und die lebensweltliche resp. sozialräumliche Jugendarbeit, werden in Kapitel 8 ausführlich dargestellt. In den Kapiteln 9 und 10 werden die theologischen Theorien und Ansätze einer diakonischen Jugendarbeit referiert und miteinander in Beziehung gesetzt: Mystagogie, Diakonie aus der Verantwortung und Respekt der selbstgewählten Differenz. Diese Ansätze bilden die Analyse-, Planungs- und Reflexionsgrundlage für die Praxis der kirchlichen Jugendarbeit der katholischen Kirche in der Deutschschweiz. Die beiden abschliessenden Kapitel 11 und 12 behandeln aktuelle Herausforderungen für die (kirchliche) Jugendarbeit in der Deutschschweiz und die Suche nach zukunftsfähigen Jugendarbeitsformen.

2 Was ist Jugend? Eine Annäherung aus vier Blickwinkeln

Die Frage was Jugend ist, lässt sich nicht einfach beantworten. Das Erste der folgenden vier kurzen Essays beschreibt, wie sich die Jugend nach 1900 als eigenständige Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter in der westlichen Welt durchsetzte. Es waren und sind die Erwachsenen, die bestimmen, was Jugend ist und was die Heranwachsenden dürfen – dies ist der Fokus des zweiten Essays. In ihrer Grundanlage wird die Jugend als Ausbildungs- und Reifungsphase verstanden: Im dritten Kurzesay stehen die Entwicklungsaufgaben im Zentrum, mit denen sich die Heranwachsenden konfrontiert sehen.

Obwohl die Jugend als soziale Kategorie eine Schöpfung der Erwachsenen ist und sie noch immer über die Definitions- und Kontrollmacht verfügen, dient die nachwachsende Generation den Erwachsenen oft als Projektionsfläche eigener Ängste und Hoffnungen: Die Sichtweisen auf die Jugend, die sich aus diesen Projektionen ergeben, sind Inhalt des abschliessenden Essays.

2.1 Die Erfindung der modernen Jugend

Die Jugend als individuelle Lern- und Entwicklungsphase gab bzw. gibt es nicht in allen Kulturen und zu allen Zeiten. Der moderne Begriff der Jugend ist ideengeschichtlich rund 250 Jahre alt, setzte sich aber erst vor etwas mehr als hundert Jahren breit durch.

Als Erfinder der Idee der modernen Jugend gilt Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), der in seinem Roman «Emil oder über die Erziehung» 1762 die Entwicklung eines jungen Mannes – und später in einem zweiten Roman die Entwicklung einer jungen Frau – beschrieb. John R. Gillis (1980) zeigt in seiner Geschichte der Jugend, dass sich jedoch erst nach 1870 die moderne Vorstellung von Jugend als eigenständiger Altersphase zu verbreiten begann.

Es wäre falsch anzunehmen, die 12- bis 25-Jährigen hätten vor dem Jahr 1900 kein von der Kinder- und Erwachsenenwelt getrenntes soziales Leben gehabt. Die Zeugnisse über Rituale und spezifische Feste sowie

Bünde, Bruderschaften und andere Zusammenschlüsse sind vielfältig. Im Unterschied zum 20. Jahrhundert hatten aber weder die beteiligten 12- bis 25-Jährigen noch die Erwachsenengesellschaft das Bewusstsein, dass es sich bei der Jugend um eine eigenständige Altersgruppe handeln könnte: Als Zugehörigkeitsmerkmal galten das Unverheiratetsein und die wirtschaftliche Abhängigkeit. Erst mit der relativ späten Heirat – Männer heirateten mit 27 oder 28, Frauen zwei bis drei Jahre früher – galt man als erwachsen und wurde als Vollmitglied der Gesellschaft betrachtet (vgl. Criblez 2013).

Aus wirtschaftlicher Notwendigkeit heraus wurden die Kinder ärmerer Schichten in landwirtschaftlich geprägten Gesellschaften noch im 19. Jahrhundert so früh wie möglich in den Arbeitsprozess einbezogen (vgl. Gillis 1980, S. 29–32). Mit den politischen, sozialen und technischen Veränderungen der Zeit von 1770 bis 1870, u. a. mit den neuen Wirtschaftsformen der Heimarbeit (z. B. Heimweber im Zürcher Oberland) und später der Fabrikarbeit, veränderten sich auch die Generationenverhältnisse.

Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde es immer seltener, dass Lehrlinge im Haushalt des Meisters wohnten (vgl. Gillis 1980, S. 60). Anstelle von Kost und Logis erhielten sie eine kleine Entschädigung und mussten die Unterbringung selbst organisieren. Einerseits verminderte dies die Kontrolle der Lehrmeister über die Lehrlinge, andererseits lebten viele der Lehrlinge unter miserablen Bedingungen. Als Folge daraus entstanden im 19. Jahrhundert kirchliche Lehrlingsorganisationen, die einerseits die Lebensbedingungen der Lehrlinge verbessern und andererseits die Kontrolle über sie verstärken sollten. Die Lehrlinge sollte vor jenen Dingen geschützt werden, die die kirchlichen Verantwortlichen als besondere Gefahren für unbetreute Lehrlinge betrachteten: Alkoholismus, sexuelle Aktivität, Nichtbesuchen von Gottesdiensten und Glaubensverlust (Jung 1988, S. 27–34).

Mit der einsetzenden Industrialisierung arbeiteten Kinder und Jugendliche unter prekären Bedingungen an sechs Tagen in der Woche und bis zu 16 Stunden täglich – was massive Auswirkungen auf die Entwicklung und die Gesundheit der Heranwachsenden hatte. Erst das eidgenössische Fabrikgesetz von 1877 verbot die Fabrikarbeit von unter 14-Jährigen. Diese Gesetzgebung war auch Ausdruck eines Bewusstseinswandels: Kinder und Jugendliche sollten besonders geschützt und gefördert werden. So entstand ein gewisser Schonraum für Heranwachsende. Zusätzlich stieg die Bedeutung der Schule, da mit der Zunahme

der Komplexität der Wirtschaft auch die Bedeutung einer guten Schulbildung wuchs.

Nach 1875 wurden auch Kinder von weniger Wohlhabenden kontinuierlich aus dem Arbeitsprozess herausgenommen, und so setzte sich 150 Jahre nach Rousseaus Entwicklungsromanen um 1900 fast gleichzeitig in allen westlichen Ländern die Vorstellung von Jugend als eigenständige Lebensphase durch (vgl. Gillis 1980, S. 141f.).

Dieser Prozess wurde wesentlich durch die neu entstandenen sozialwissenschaftlichen Jugendtheorien beeinflusst: Mit dem Werk «Adolescence» prägte der amerikanische Psychologe G. Stanley Hall «endgültig den Begriff für die Übergangszeit zwischen Kindheit und Erwachsenen-dasein» (Savage 2008, S. 83) und schlug vor, die Adoleszenz als eigenständige Lebensphase zu betrachten.

Die frühen Jugendtheorien beschreiben die Jugendzeit als eine Zeit der Labilität, Gefährdung und Verletzlichkeit. Dies löste bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges eine Welle von Jugendschutzbestrebungen aus: Spezielle «Jugendgefängnisse und Jugendgerichte, besondere Arbeitsvermittlungen und Wohlfahrtseinrichtungen für Jugendliche waren Teil der gesellschaftlichen Anerkennung des einmaligen Status jener, die nicht mehr Kind und noch nicht ganz erwachsen waren» (Gillis 1980, S. 141).

Zusammenfassend lassen sich drei Faktoren (vgl. auch Gabriel 1989, S. 30) benennen, die dazu führten, dass die Jugend als eigenständige Lebensphase betrachtet wurde:

1. Der steigende Wohlstand erlaubte es, dass auch Kinder ärmerer Familien nicht mehr notwendigerweise mit Arbeit zur Existenzgrundlage beitragen mussten.
2. Die negativen Folgen der Kinderarbeit in den ersten Fabriken lenkten die Aufmerksamkeit auf junge FabrikarbeiterInnen und ihre Lebensbedingungen, was zu einem Verbot der Kinderarbeit führte. Die Heranwachsenden wurden als eine *spezielle Gruppe* betrachtet, die vor der Ausbeutung durch die Erwachsenenengesellschaft geschützt werden musste.
3. Die steigenden Anforderungen in der Berufswelt machten eine vertiefte und damit verlängerte Schulbildung notwendig.

Zum Phänomen Jugend gesellte sich das Phänomen Freizeit: Die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler war nach 1900 – mit Ausnahme z. B. der Landwirtschaft und Heimarbeit/Verdingung (vgl. Criblez 2013) – nach Schulschluss nicht mehr selbstverständlich in die Erwerbsarbeit ein-

gebunden. Damit waren Voraussetzungen für das Entstehen von (Freizeit-)Organisationen geschaffen, die sich ausschliesslich an Jugendliche richteten – die bekanntesten waren die deutsche Wandervogelbewegung und die Boy Scouts von Baden-Powell (Gillis 1980, S. 141). Unmittelbar mit der Schaffung der sozialen Realität «Jugend» folgten die ersten «Jugend(arbeits)angebote».

2.2 Was die Jugend ist und darf, bestimmt die Erwachsenenengesellschaft

Mit der Definition dessen, was die Jugend ist, bestimmt die Erwachsenenengesellschaft die sozialen Orte und Handlungsspielräume der Jugendlichen. Selbstverständlich reagieren die Jugendlichen auf diese Definitionen, Vorstellungen und Normen der Erwachsenenengesellschaft, haben eigene Bilder und Vorstellungen. Sie bestimmen so durch ihr Verhalten das soziale Phänomen Jugend mit – trotzdem liegt die Definitionsmacht primär bei der Erwachsenenengesellschaft (vgl. für das Folgende: Schäfers/Scherr 2005).

Heute ist es nicht mehr möglich, klare Altersgrenzen für die Lebensphase Jugend zu ziehen. Die Jugend wurde zu Beginn der Jugendforschung nicht als fixe Altersspanne definiert, sondern individuell durch die beiden Fixpunkte Geschlechtsreife (erste Menstruation, erster Samenerguss) und Eintritt ins Erwerbsleben.

Die untere Altersgrenze als Beginn der Geschlechtsreife zu definieren, ist heute kaum mehr sinnvoll. Auch wenn Geschlechtsreife und eine massive Zunahme der kognitiven Fähigkeiten noch heute mit dem Beginn der sozialen Lebensphase Jugend zusammenfallen: Wichtiger für die Definition der Jugendphase ist es, wie die Gesellschaft auf die Geschlechts- und Urteilsreife reagiert (vgl. Schäfers/Scherr 2005, S. 20) und welche gesellschaftlichen Normen und Vorstellungen daraus entstehen. Mit anderen Worten: Der Beginn der Jugendphase ist eine soziale Setzung, sie beginnt dann, wenn die Gesellschaft die Heranwachsenden nicht mehr als Kinder oder Kids, sondern als Jugendliche betrachtet – und ihnen jene Möglichkeiten zur Verfügung stellt, die sie an die Jugendlichen adressiert. Mit verlängerten Ausbildungszeiten und individualisierten Biografien kann der Eintritt ins Berufsleben nicht mehr als Schlusspunkt der Jugendphase betrachtet werden.

Die Schweizer Rechtsordnung kennt eine Vielfalt von Altersgrenzen. Für die Jugendlichen sind, neben dem Mündigkeitsalter (18 Jahre), die Erlaubnis Alkohol zu trinken (16 Jahre) oder Autofahren zu lernen (18 Jahre) kollektiv bedeutsam.

Die Absicht hinter den meisten Altersgrenzen ist der Wunsch, Kinder und Jugendliche zu schützen oder ihren Entwicklungsstand zu berücksichtigen. Etwa im Straf-, Arbeits- und Sexualstrafrecht: Im Strafrecht gilt zwischen 10 und 18 Jahren ein spezielles Kinder- und Jugendstrafrecht. Das Arbeitsrecht schreibt vor, dass Jugendliche unter 15 Jahren keiner bezahlten Arbeit nachgehen dürfen. Gefährliche oder gesundheitsschädigende Arbeiten sind allen unter 18-Jährigen untersagt. Das Schutzalter für sexuelle Handlungen liegt in der Schweiz bei 16 Jahren. Jedoch dürfen unter 16-Jährige sexuell aktiv sein, wenn der Altersunterschied zu ihren SexualpartnerInnen weniger als drei Jahre beträgt.

Neben der gesellschaftlichen Setzung dürfen die Auswirkungen der konjunkturellen Schwankungen auf die Möglichkeiten und das Selbsterleben der Jugendlichen keinesfalls unterschätzt werden: Welche wirtschaftlichen Zukunftsaussichten hat die nachwachsende Generation? Wie leicht ist es, einen Ausbildungsplatz oder später eine erste Arbeitsstelle zu finden? Über welche materiellen Ressourcen verfügen die Eltern?

Jede Gruppe von Gleichaltrigen erlebt ihre Jugendzeit in einer bestimmten gesellschaftlichen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Situation. Das heisst auch, dass jede Gruppe von Heranwachsenden (eine Kohorte) in einer bestimmten geschichtlichen Zeit ähnliche Erfahrungen macht, weil sie zur selben Zeit am selben Ort jung war. Wer 1955 geboren wurde, machte in der Jugendzeit andere kollektive Erfahrungen als jener, der 1965 oder 1985 geboren wurde. Oft fällt es Erwachsenen schwer einzusehen, dass ihre konkreten Jugenderfahrungen nicht mehr auf spätere Kohorten übertragbar sind: Mit dem sozialen Wandel haben sich auch die gesellschaftlichen Bedingungen der Jugendphase verändert.

Trotz der prägenden Kraft kollektiver Erfahrungen dürfen Jugendliche, spätestens für die Zeit nach 1968, nicht mehr als einheitliche Gruppe betrachtet werden. Die Erkenntnis, dass es «die Jugend» als homogene Gruppe nicht gibt, ist rund vierzig Jahre alt (vgl. Scheuch 1975, S. 54, zit. in Schäfers/Scherr 2005, S. 22). Erstaunlicherweise wird diese Erkenntnis z. T. selbst in wissenschaftlichen Jugendstudien nicht immer konsequent beachtet (vgl. Schäfers/Scherr 2005, S. 22). Spätestens bei der medialen Vermittlung von Forschungsergebnissen entsteht ein unauflösbares Dilemma zwischen dem wissenschaftlichen

Anspruch einer differenzierten Betrachtung und journalistischen Notwendigkeiten. In mediengängigen, pointierten Darstellungen gehen zwangsläufig wichtige Differenzierungen wie Gender-, Herkunfts- und Milieuunterschiede unter.

2.3 Entwicklungsaufgaben des Jugendalters

Die Stärke des Konzeptes der Entwicklungsaufgaben «ist die Vernetzung der gesellschaftlichen, der biologischen und der subjektiven Bedingungen» (Flammer/Alsaker 2001, S. 68). Ursprünglich wurde die Vorstellung, dass Jugendliche vor spezifischen Entwicklungsaufgaben stehen, vom amerikanischen Pädagogen Robert Havighurst Ende der 1940er-Jahre beschrieben, um Eltern und PädagogInnen ein Arbeitsmodell anzubieten. Havighurst beschreibt die Jugend als eine anforderungsreiche Lebensphase: Zwischen zwölf und zwanzig müssen, als Folgen gesellschaftlicher und individueller Erwartungen, eine Reihe von anspruchsvollen Entwicklungsaufgaben (vgl. Flammer/Alsaker 2001, S. 55–68) gelöst werden. Diese Aufgaben lösen sich nicht von selbst, Jugendliche müssen aktiv daran arbeiten. Scheitern ist möglich und kann für die weitere Biografie ernste Konsequenzen haben.

Havighurst sieht die Entwicklungsaufgaben als Produkt aus biologischen Veränderungen (Geschlechtsreife, körperliche Veränderung in der Pubertät), gesellschaftlichen Aufgaben (z. B. Berufswahl und -ausbildung) und persönlichen Zielen des Individuums (Oerter/Dreher 2002, S. 44). Daraus lässt sich leicht ableiten, dass es für jeweils eine Gruppe von Gleichaltrigen in einer bestimmten Epoche Entwicklungsaufgaben gibt, die von allen bewältigt werden müssen (normative Entwicklungsaufgaben), und Aufgaben, die sich nur Einzelnen stellen (vgl. Flammer/Alsaker 2001, S. 59f.).

Die Vorstellung von Havighurst erwies sich über den praktischen Kontext der Erziehung hinaus auch in der empirischen Forschung als produktiv. Im deutschen Sprachraum bildete die Theorie der Entwicklungsaufgaben ab den späten 1970er-Jahren die Basis für eine breite Forschung. Darin entstand die Sammlung der Entwicklungsaufgaben von Rolf Oerter und Eva Dreher (2002, S. 271), die sich in der Literatur breit durchgesetzt hat.

Ich halte es aufgrund von gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen für notwendig, die ursprüngliche Aufzählung von Oer-

ter und Dreher, die in den 1970er- bis 1990er-Jahren entstand, an die heutigen Mittelschichts-/Mainstreamjugendlichen im deutschsprachigen Mitteleuropa im Alter von zwölf bis zwanzig Jahren anzupassen:

Körper	Die biologischen Veränderungen des Körpers durch die Geschlechtsreifeung und generell die eigene Erscheinung akzeptieren.
Selbst-/Fremdbild	Wissen, wer man ist und wie man auf andere wirkt.
Beziehungen zu Peers	Einen eigenen Freundeskreis mit gleichaltrigen jungen Frauen und Männern aufbauen und pflegen.
Liebesbeziehungen	Beschäftigung mit der eigenen Sexualität resp. sexuellen Orientierung. Schaffung der persönlichen Voraussetzungen, um eine Liebesbeziehung eingehen zu können.
Rolle	Sich das Geschlechtsrollenverhalten einer jungen Frau resp. eines jungen Mannes aneignen.
Werte	Eigene Weltanschauungen, moralische Vorstellungen und Haltungen entwickeln.
Kontingenzbewältigung	Verarbeitung der Erkenntnis der existenziellen Ungesicherheit des Lebens.
Kommunikation	Selbstverantwortlich mit anderen Menschen in der realen und virtuellen Welt in Austausch treten. Anderen seine eigene Person und Werte verständlich machen können.
Zukunft/Beruf	Eine persönliche und berufliche Zukunftsperspektive entwickeln: Sein Leben planen und Ziele ansteuern, die man erreichen könnte. Das heisst auch, sich für einen Beruf oder eine Ausbildungsrichtung entscheiden und zielgerichtete Schritte zur Verwirklichung der Wahl tun. Sich mit möglichen Formen der Lebensführung und Partnerschaft/Familie auseinandersetzen.

Durch die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten fünfzig Jahre ist die Lösung der Entwicklungsaufgaben des Jugendalters anspruchsvoller geworden. Durch den Wegfall handlungsleitender Traditionen stehen Jugendliche vor dem Zwang zur Wahl. Im Gegensatz dazu waren in der Vergangenheit die individuellen Wahlmöglichkeiten kleiner und

das Gros der Entwicklungsaufgaben musste in ähnlicher Form von allen Jugendlichen bewältigt werden. Dadurch bestand ein soziales Wissen darum, wann und wie diese angegangen werden müssen – das von den älteren Jugendlichen auch an die jüngeren Jugendlichen weitergeben wurde. «Allfällige Schwierigkeiten erscheinen für die Mitwelt als normal» (Flammer/Alsaker 2001, S. 61).

Erschwerend kommt hinzu, dass heute die lang- und mittelfristigen Konsequenzen dieser Wahlmöglichkeiten offen sind: Jugendliche müssen zum Beispiel aus zahlreichen Berufsmöglichkeiten, die ihnen aufgrund ihrer Leistungen, Fähigkeiten und ihrer Herkunft offenstehen, eine ganz konkrete Ausbildung wählen. Sie haben jedoch zu keinem Zeitpunkt eine Garantie dafür, trotz allen eigenen Anstrengungen einen geeigneten Ausbildungsplatz resp. nach der Ausbildung einen Arbeitsplatz zu finden. Sie erleben heute, dass mit den persönlichen Wahlmöglichkeiten auch die individuellen Risiken zugenommen haben (vgl. Beck 1986).

2.4 Ängste und Hoffnungen: Jugend als Projektionsfläche

Die Jugend ist häufig Projektionsfläche für Ängste und Hoffnungen von Erwachsenen. Diese Projektionen sagen gewöhnlich mehr über die Ängste und Hoffnungen der Erwachsenen aus als über die Jugendlichen selbst. Die vier Grundhaltungen oder Sichtweisen auf die Jugend lassen sich in einer Vierfeldertafel (siehe: Tabelle 1: Vier Sichtweisen auf die Jugend) mit zwei Dimensionen abbilden: Die erste Dimension ist die Unterscheidung in eine kulturpessimistische und eine kulturoptimistische Sicht. Die Grundfrage lautet hier: Wird mit der nachwachsenden Generation tendenziell alles besser oder schlechter? Das heisst, wird die Jugend als Gefährdung der bestehenden guten Gesellschaftsordnung oder gar als notwendige Erneuerungskraft betrachtet? Die zweite Dimension ist die Frage nach der Gefährdung/Passivität resp. der Gefährlichkeit/Aktivität. Mit anderen Worten, ist die Jugend eigenaktiv/gefährlich, oder ist sie passiv/gefährdet?

Tabelle 1: Vier Sichtweisen auf die Jugend

	Kulturpessimismus	Hoffnung auf neue Generation
gefährdet/passiv	degenerierte Jugend	unterdrückte Jugend
gefährlich/eigenaktiv	barbarische Jugend	verändernde Jugend

Aus diesen vier Sichtweisen kann der Umgang der Erwachsenenengesellschaft mit Jugendlichen abgeleitet werden – und damit auch auf die Aufgaben geschlossen werden, die der Kinder- und Jugendarbeit resp. Kinder- und Jugendanimation zugeschrieben werden.

Wird die Jugend als degeneriert betrachtet, wird sie zur Problemgruppe, die therapiert und eingegliedert werden soll. Im weitesten Sinn sind erzieherische/fürsorgerische Massnahmen angesagt: Wie gelingt es, die Jugend anzusprechen, abzuholen und positiv zu beeinflussen? Im Diskurs über den Aufenthalt im öffentlichen Raum ohne erkennbare Tätigkeit, das Herumhängen, Passivität vor dem Computer oder Suchtfragen sind Bilder einer degenerierten Jugend häufig zu finden.

Herrscht das Bild einer barbarischen Jugend vor, wird der Ruf nach Repression, Kontrolle und Disziplinierung laut: Wie kann die Gesellschaft vor den Jugendlichen geschützt werden – und die Jugend vor sich selbst? Nicht überraschend ist im Zusammenhang mit Jugendgewalt oder Vandalismus oft implizit von einer barbarischen Jugend die Rede. Hier geht es um Grenzen und die konsequente Durchsetzung von Regeln. Jugendliche, die sich nicht an die Regeln halten, sollen überwacht, bestraft und möglichst von den anständigen Jugendlichen ferngehalten werden.

Wenn die Jugend als unterdrückt oder verführt beschrieben wird, werden Jugendschutzmassnahmen gefordert. Es liegt in der Logik dieser Betrachtungsweise, sich stellvertretend für die Jugend einzusetzen, die sich selbst nicht entsprechend wehren kann. In einer kritischen Auseinandersetzung mit den Wirkungen der Konsumgesellschaft auf die Jugendlichen werden oft Bilder einer verführten oder unterdrückten Jugend entworfen. Oft werden hier die Massstäbe einer «pädagogisch-reflexiven» Erwachsenenengesellschaft normativ gesetzt, den Jugendlichen wird die Fähigkeit abgesprochen, die Funktionsweise von Werbung oder Propaganda zu durchschauen, oder es werden destruktive Verhaltensweisen von Jugendlichen (z. B. Jugendgewalt) als ungeeignete Reaktionsform auf die erwähnte Unterdrückung interpretiert.

In der Vorstellung von Jugend als verändernder Kraft wird die Jugend zum Hoffnungsträger für die Überwindung überkommener, eingetragener Zustände. Die Jugend soll Ressourcen und Freiräume erhalten, und die Erwachsenengesellschaft soll von den Jugendlichen lernen. Hier besteht die Gefahr, dass nicht die Jugendlichen als Personen im Zentrum stehen, sondern instrumentalisierend die positive Wirkung der Jugend auf die Gesellschaft und/oder die Kirche. Jugendliche werden in solchen Diskursen zum Teil idealisierend, ähnlich «edlen Wilden», als bessere, noch unverdorbenere Menschen dargestellt.

3 Jugend und kirchliche Jugendarbeit im gesellschaftlichen Wandel

Jugendliche, als Individuen und als Altersgruppe, stehen in einem widersprüchlichen Verhältnis zum sozialen Wandel: Die Jugendlichen reagieren in erster Linie auf die vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen. Die Heranwachsenden müssen ihren Platz in der Gesellschaft und im Erwerbsleben suchen, weshalb sie unmittelbar auf soziale Veränderungen, auf Einschränkungen und Möglichkeiten reagieren. Dennoch fanden sich in den letzten Jahrzehnten unter den Heranwachsenden immer Gruppen, die den jeweiligen Zeitgeist verkörperten und damit das mediale Bild ihrer Generation prägten. Diese Minderheiten lebten das aus, was «in der Luft lag»: Sie verstärkten die jeweils aktuellen gesellschaftlichen oder jugendkulturellen Trends. Jugendliche übernahmen in den letzten sechzig Jahren in der Schweiz so die Funktion von Seismografen der Gesellschaft: Sie zeigten Erschütterungen, Trends, Umwälzungen und Brüche auf.

Für die kirchliche Jugendarbeit sind in diesem Zusammenhang drei Phänomene des sozialen Wandels der jüngeren Zeit von spezieller Bedeutung: die Entstrukturierung der Jugendphase im Zug der Individualisierung, die Entstehung neuer sozialer Milieus und der Verlust der Selbstverständlichkeit von konfessioneller Religiosität.

3.1 Entstrukturierung der Jugendphase als Folge der Individualisierung

Bis in die 1960er-Jahre wurde die Jugendphase als Zeit nach dem Beginn der Geschlechtsreife (als biologisches Merkmal) oder nach Beendigung der obligatorischen Schulzeit (als soziales Merkmal) bis zum Berufseintritt und zur Familiengründung definiert. Die Jugendphase wurde in dieser Vorstellung von klaren Marksteinen begrenzt. Für Frauen bedeutete Familiengründung das Ende ihrer Erwerbstätigkeit. In der Schweiz hiess dies noch in den 1960er-Jahren, sich nach der obligatorischen Schulzeit auf die Rolle als Mutter und Ehefrau vorzubereiten – eine Berufslehre für Frauen war zu dieser Zeit keineswegs selbstverständlich. Für einen jun-

gen Mann in der Schweiz sah die «Idealstruktur» vor, nach der Schulzeit einen Beruf zu erlernen (eine Minderheit besuchte das Gymnasium und studierte), die Rekrutenschule zu absolvieren und danach zu heiraten. Die soziale Mobilität war bis in die 1960er-Jahre in der Schweiz geringer als heute: Sozialer Aufstieg war nicht die Regel. Vielfach verblieben die Kinder in derselben Schicht wie ihre Eltern und übten ähnliche Berufe aus.

Die Jugendphase wurde als «Vorbereitungsphase für das spätere Leben» (Münchmeier 1998, S. 3) betrachtet. Die so verstandene Jugendphase beinhaltete dabei Aspekte der Einschränkung und der Sicherheit: Einschränkung, da ein relativ starrer Rahmen einer «Normbiografie» vorlag, in dem wesentliche Abweichungen nicht vorgesehen waren; Sicherheit, da mehr oder weniger die Gewähr bestand, dass derjenige, der sich innerhalb der vorgegebenen Strukturen befand und bewegte, seinen Platz in der Arbeitswelt und der Gesellschaft fand. Die Jugendphase stellte trotz Normvorgaben – zumindest in der Theorie – als «Ausbildungs- und Orientierungsphase» (vgl. Münchmeier 1998) einen relativen Freiraum dar. Seit der «Erfindung» der Jugend Ende des 19. Jahrhunderts wurde etwa in der Bundesrepublik Deutschland nur «in einer relativ kurzen Prosperitätsphase in den 60er- und 70er-Jahren das Konstrukt der Jugend als gesellschaftlich gewährter, chancenvermittelnder Freiraum [wirklich] eingelöst» (Münchmeier 1998, S. 117).

In den 1950er-Jahren begann eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges. Der zunehmende Wohlstand bewirkte mit der Erhöhung des Arbeitseinkommens bei gleichzeitiger Abnahme der Arbeitszeit einen sogenannten Fahrstuhleffekt: Die Lebenslage der meisten Menschen verbesserte sich, die Konsum- und Freizeitmöglichkeiten nahmen zu (vgl. Beck 1986, S. 124): Die soziale und geografische Mobilität der Menschen erhöhte sich. Durch den technologischen Fortschritt und die Automatisierung sank der Bedarf an niedrigqualifizierter Arbeit, jener an hochqualifizierter nahm zu. Die gestiegenen Anforderungen im Berufsleben bedingten eine Verlängerung und Verbesserung der Bildung (vgl. Beck 1986, S. 127–130). Durch eine bessere Ausbildung hatten junge Arbeitnehmenden gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt: Die Kinder stiegen gegenüber den Eltern sozial auf.

Die Anforderungen der modernen Arbeitswelt standen im Widerspruch zu den relativ statischen, traditionsorientierten Milieus, in deren Zentrum die jeweilige Konfession oder Schichtzugehörigkeit stand

(Krüggeler 1993, S. 94ff.): In der Schweiz begannen sich etwa das sozialdemokratische Arbeitermilieu oder das katholische Milieu aufzulösen.

Ulrich Beck nennt den Bedeutungsverlust der strukturierenden Traditionen Individualisierung.¹ Die Individualisierung als solche ist nach Beck keine «Erfindung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts» (Beck 1986, S. 206). Es brauchte jedoch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen dieser Zeit, damit sich die Individualisierung als gesamtgesellschaftliches Phänomen durchsetzen konnte.

Der Verlust der prägenden Kraft der selbstverständlichen Traditionen veränderte die Gesellschaft von Grund auf. Beck beschreibt drei Dimensionen der Individualisierung (vgl. für das Folgende Beck 1986, S. 206): die Freisetzungs-, die Entzauberungs- und die Reintegrationsdimension.

Als Freisetzung bezeichnet Beck die Herauslösung des/der Einzelnen aus den traditionellen Sozialformen und Bindungen. Waren bisher die Wahlmöglichkeiten beschränkt und die Geschlechterrollenbilder vorgegeben, wird neu der einzelne Mensch zum/r EntscheidungsträgerIn seiner/ihrer eigenen Biografie. An die Stelle der strukturierten «Standardlebensläufe» tritt die selbstgestaltete Biografie.

Die Entzauberungsdimension betrifft den «Verlust von traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen» (Beck 1986, S. 206). Normen und Glaubenssätze könnten nicht mehr selbstverständlich übernommen werden, jeder Mensch müsse sich seinen eigenen Wert- und Glaubenshorizont schaffen. Auf die Auswirkungen der Individualisierung auf die Religiosität speziell von Jugendlichen wird im Folgenden in einem Unterkapitel eingegangen.

Durch Freisetzung und Entzauberung vergrößert sich die Freizeit des/der Einzelnen. Doch diese Freiheit hat Grenzen und einen Preis. Die Grenzen der Freiheit scheinen in der Reintegrationsdimension auf, das heisst der Wiedereingliederungen in neue Arten der sozialen Bindungen. An die Stelle der alten Milieus, Klassen und Schichten sowie Rollenbilder treten neue Institutionen und Strukturen. Die Milieutheorien, denen im Folgenden ebenfalls ein Unterkapitel gewidmet ist, können als Versuche verstanden werden, diese neuen Strukturen zu beschreiben.

Ein Preis der Individualisierung ist, so Beck (vgl. Beck 1986, S. 146), dass die sozialen Ungleichheiten nicht mehr als Folge der Schicht- oder

1 Bereits Beck weist darauf hin, dass Individualisierung nicht mit Personwerdung, Einmaligkeit oder Emanzipation verwechselt werden darf (Beck 1986, S. 207).

Klassenzugehörigkeit betrachtet werden, sondern als Folge persönlicher Entscheide. Aussenursachen werden als Eigenschuld, Systemprobleme als persönliches Versagen (vgl. Beck 1986, S. 150) interpretiert – und zwar von der Gesellschaft wie vom Individuum.

25 Jahre nach Becks epochalem Buch zeigt eine Interviewuntersuchung von Karin Schwiter bei jungen Menschen in der Schweiz (Schwiter 2011), wie stark die Individualisierung deren Selbstbild prägt: Die befragten jungen Erwachsenen betrachten die «Lebensplanung als obligatorische Aufgabe eines jeden Menschen» (Schwiter 2011, S. 230). Der Beruf müsse einerseits authentisch zur Person passen (Schwiter 2011, S. 75ff.), andererseits müsse die Person die Risiken, den jeweiligen Beruf ergriffen zu haben, selbst tragen, auch wenn sich eine Ausbildung wegen äusserer Gründe wie technischer Fortschritt oder aufgrund wirtschaftlicher Entwicklungen als Sackgasse erweise. Die InterviewpartnerInnen in der Studie von Schwiter verbinden den Erfolg resp. Misserfolg mit der Person selbst und nicht mit äusseren oder Systemursachen – und wer von Misserfolg betroffen ist, solle weder klagen noch stören, denn im Grunde sei er oder sie ja selbst schuld, denn es sei ja seine resp. ihre eigene Wahl gewesen. Die «Individuen können zwar ‹frei› aus verschiedenen lebensplanerischen Optionen auswählen, die damit verknüpften Bedingungen und Konsequenzen werden jedoch als weitgehend unveränderbar wahrgenommen und sind vom Individuum zu akzeptieren» (Schwiter 2011, S. 242). Diese Sicht wirkt sich auch auf die Beurteilung der Geschlechterverhältnisse aus: So zeigt Schwiter etwa, dass die gesellschaftlich produzierten Geschlechterdifferenzen zunehmend privatisiert werden (z. B. anhand von Aussagen in der Art, dass jede und jeder seine Geschlechterrolle so leben solle, wie es zu ihm/ihr passt).

3.2 Neue soziale Milieus als mögliche Ordnungsraster und Marketinginstrumente in einer individualisierten Gesellschaft

Mit der Individualisierung verloren die bisherigen gesellschaftlichen Unterscheidungsmerkmale Ober-, Mittel- und Unterschicht ihre Aussagekraft. Zwar bestehen zwischen den Individuen noch immer Einkommens- und Vermögensunterschiede, die soziale Ungleichheit resp. soziale Gruppenbildung scheint sich jedoch in einer individualisierten Gesellschaft entlang weiterer oder anderer Grössen zu bilden. Um die neuen

gesellschaftlichen Gruppen zu erkennen bzw. zu beschreiben, wurden seit den 1980er-Jahren Modelle entwickelt, die die Gesellschaft nach neuen Milieus ordnen. Das heisst, dass anhand von Milieubezeichnungen die veränderten gesellschaftlichen Unterschiede jenseits von Klasse und Schicht abgebildet werden sollen.

Als Milieu versteht Stefan Hradil «eine Gruppe von Menschen [...] die solche Lebensbedingungen und/oder Haltungen aufweisen, aus denen sich gemeinsame Lebensstile herausbilden» (Hradil 1987, S. 165). Im Unterschied zu den «alten» Milieus gehört man den «neuen» Milieus der individualisierten Gesellschaft nicht mehr durch Geburt an: Wer zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis Ende der 1960er-Jahre als Kind einer katholischen Familie aufwuchs, tat dies mit grosser Wahrscheinlichkeit innerhalb des katholischen Milieus resp. der katholischen Sondergesellschaft. Die neuen Milieus hingegen sind «Ähnlichkeitsgruppen» (Schulze 1997, S. 174) oder Gruppen von Gleichgesinnten. Die Milieugrenzen laufen nicht mehr entlang der Konfession oder der Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft, sondern sie entstehen, etwa bei den Milieus der «Erlebnisgesellschaft» (Schulze 1997), anhand der Dimensionen Bildung und Alter, bei dem Modell der Sinus-Milieus anhand der Schicht und der Werteorientierung. Das heisst, dass bei diesen zwei heute wichtigen Milieu-Modellen an die Stelle der herkömmlichen eindimensionalen Unterscheidung ein Raster mit zwei Dimensionen getreten ist.

Gerhard Schulze entwirft mit dem Modell der Erlebnisgesellschaft ein empirisch basiertes Gesellschaftsmodell, ohne von einer herkömmlichen Schicht- und Klassenordnung auszugehen: Er postuliert, dass der Massenwohlstand in der westlichen Welt so weit vorangeschritten ist, dass für die Mehrheit der Gesellschaft die Heranschaffung des Lebensnotwendigen kein zentrales Unterscheidungsmerkmal mehr ist. Das Leben der Mehrheit in der modernen Überfluss- und Freizeitgesellschaft orientiert sich am Erlebnis und an Fragen nach dem schönen Leben (Schulze 1997, S. 36–46): Es gilt, das eigene Leben zu leben und aus der Vielzahl der Möglichkeiten eine stimmige Auswahl zu treffen. Trotzdem hat sich die Gesellschaft nicht unüberschaubar bunt, chaotisch und verschiedenartig entwickelt. Nach Schulze braucht es die Ordnungsfunktion von Grossgruppen, um den einzelnen Menschen die notwendige Orientierung zu geben (vgl. für das Folgende: Schulze 1997, S. 171–177). Diese Grossgruppen zeichnen sich heute dadurch aus, dass sie über eine gemeinsame Vorstellung dessen verfügen, was schön und damit erstrebenswert ist («kollektive alltagsästhetische Schemata», Schulze 1997, S. 171): Inner-

halb dieser Grossgruppen (Existenzformen) herrscht eine gewisse Einigkeit in den Ansichten darüber, was etwa ein gelungenes Fest ist (nette Runde unter Bekannten oder Opernball), welche Musik schön ist (Schlager, Rock, Freejazz oder klassische Musik) oder was eine ästhetische Wohnungseinrichtung ausmacht (Ikea-, Stil- oder Designermöbel). Die einzelnen Mitglieder einer solchen Grossgruppe haben nicht nur denselben Geschmack, sie treffen in ihrer Freizeit dadurch vermehrt auf Menschen mit ähnlichen Präferenzen: Man trifft seines-/ihresgleichen an der Vernissage oder beim Feierabendbier in der Stammbreiz. Soziale Milieus sind für Schulze folglich «Personengruppen, die sich durch gruppenspezifische Existenzformen und erhöhte Binnenkommunikation voneinander abheben» (Schulze 1997, S. 174). Der zentrale Bezugspunkt innerhalb der Milieus ist eine gemeinsam geteilte Ästhetik. Da der ästhetische Ausdruck in einer Konsumgesellschaft primär über den Konsum gelebt wird, können die neuen sozialen Milieus als Wahl- und Konsumgemeinschaften verstanden werden. Die Bildung und das Lebensalter setzen, nach Schulze, die Grenzen der sozialen Milieus. Mit den richtigen Konsumgütern zeige ich mich als Teil eines sozialen Milieus: Der Konsum schafft den Ausdruck der (Milieu-)Zugehörigkeit. Spätestens seit Ende der 1970er-Jahre werden diese Zusammenhänge für die Entwicklung und Bewerbung von Konsumgütern genutzt.

Das Modell der Sinus-Milieus wurde Ende der 70er-Jahre vom Institut Sociovision in Heidelberg im Auftrag politischer Parteien in Deutschland entwickelt. Heute wird das Modell primär als Analyseinstrument im Marketing verwendet. Wie die Erlebnismilieus fassen die Sinus-Milieus Menschen in Gruppen zusammen, die sich aufgrund ihres Lebensstils und ihrer Lebensauffassung gleichen. Der Hauptunterschied liegt darin, dass es sich bei den Sinus-Milieus ursprünglich nicht um ein rein soziologisches Modell, sondern auch um ein Marketinginstrument handelte. Die Besonderheiten des Sinus-Milieu-Modells sind, dass sowohl die einzelnen Milieus aufgrund von Interviews laufend länderspezifisch angepasst werden, als auch das Grundraster verändert wurde. Dies hielt und hält das Instrument aktuell, erschwert aber Vergleiche.

Seit etwas mehr als zehn Jahren wird auch in den Kirchen mit diesem Analyse- und Planungsinstrument gearbeitet. In der Schweiz wurde es etwa für die Pastoralplanung in der Stadt Luzern und in weiteren Pfarreien und Pastoralräumen eingesetzt, etwa in Emmenbrücke oder Aarau. Spätestens seit der Sinus-Milieustudie U27 «Wie ticken Jugendliche?»

(Bund der Deutschen Katholischen Jugend/MISEREOR 2008) hat dieses Milieumodell seinen festen Platz in der Fachdiskussion der kirchlichen Jugendarbeit in der Deutschschweiz gefunden.

Wichtige Erkenntnisse aus der Arbeit mit den Sinus-Milieus für die Kirchen in der Schweiz sind erstens: Das aktuelle Angebot der Kirchen erreicht höchstens vier der zehn sozialen Milieus. Zweitens werden sowohl die gesellschaftlichen Leitmilieus als auch die Unterschicht von den Kirchen schlecht erreicht. Ein Befund, der sich ebenfalls in der Sinus-Milieustudie U27 widerspiegelt. Die Kirche spricht heute im Raster der Sinus-Milieus eine unspektakuläre Mitte der Gesellschaft (bürgerliche Mitte) an, vielfach Mittelstandseltern mit Kindern und eine sozial denkende, gut gebildete Gruppe (Postmaterielle).

Als Analysemethode ist der Nutzen der Sinus-Milieus innerhalb der Diskussion in der kirchlichen Jugendarbeit unbestritten: Es zeigen sich so etwa die ästhetischen Milieu-Welten derjenigen Jugendlichen, die mit der kirchlichen Jugendarbeit in Kontakt sind, und jener ohne Kirchenkontakt. Es lässt sich ebenfalls gut ableiten, wie etwa ein Printprodukt aussehen soll und welche Themen behandelt werden müssen, wenn ein spezielles Milieu angesprochen werden soll, oder mit welcher Ästhetik (Design, Musik, Themenaufbereitung) etwa eine Jugendkirche junge Performer ansprechen kann. Der Einsatz des Sinus-Modells oder eines anderen Marketingmodells kann auf zwei unterschiedliche Motivationen zurückgehen: Sollen mit einem geschickten Marketing die institutionellen Interessen der Kirchen gefördert werden (z. B. mehr aktive, junge Kirchenmitglieder), oder soll der ästhetische Graben zwischen den Jugendlichen und der kirchlichen Jugendarbeit deshalb überbrückt werden, um jugendgerechte Angebote einer mystagogischen Begleitung in der Subjektwerdung anzubieten?

Bei Letzterem ergibt sich eine spezielle Schwierigkeit: Eine Begleitung von Jugendlichen ohne institutionelle Interessen steht quer zur Grundlogik des Marketings. Es wird vermutlich der Mehrheit der MarketingspezialistInnen schwerfallen zu verstehen, warum die Kirche etwas ohne Hintergedanken anbieten will. Im Marketing geht es unter anderem darum, Dienstleistungen zu verkaufen, die Kundschaft zufriedenzustellen oder das Image einer Institution zu verbessern. Ein Angebot ganz ohne institutionelle Interessen machen zu wollen, ist in dieser Logik schwer verständlich. Diese Herausforderung der Verbindung einer diakonischen und betriebswirtschaftlichen Logik zeigte sich etwa auch in der Ökumenischen Basler Kirchenstudie (Bruhn/Grözinger 2000; Schen-

ker 2000). Wer mit kirchlicher Jugendarbeit bewusst keine institutionellen Interessen vertreten will, kann zwar die Analysemethoden aus dem Marketingbereich (z. B. Sinus-Milieus) gewinnbringend anwenden und sich auch von der säkularen Aussensicht der MarketingspezialistInnen herausfordern lassen. Direkte Umsetzungsmöglichkeiten sind aber m. E. erst dann zu erwarten, wenn die ökonomische Logik als Ergänzung eines diakonischen Vorgehens verstanden wird – was jedoch mindestens eine Erweiterung der gängigen ökonomischen Paradigmen resp. des Menschenbildes der Ökonomie bedingen würde.

Die zweite Schwierigkeit des Einsatzes der Sinus-Milieus ist die (unausgesprochene) Hoffnung, durch eine Änderung der Ästhetik das Interesse der Zielgruppe zu wecken. Die erste Feststellung der Sinus-Milieustudie U27 trifft zwar zu: Der aktuelle kirchliche Auftritt steht quer zur Ästhetik von Jugendlichen aus ziemlich allen Milieus. Nur: Eine Anpassung der «Verpackung» heisst noch lange nicht, dass die Jugendlichen beispielsweise ein Bedürfnis nach Gottesdiensten verspüren. Bei der Befriedigung von Konsumbedürfnissen spielt die ästhetische Positionierung unbestritten eine zentrale Rolle, nur muss vorgängig bereits ein Bedürfnis vorhanden sein. Wenn ich kein Auto brauche, werde ich auch dann keines kaufen, bloss weil mir eins besonders gut gefällt. Das heisst, wenn die Jugendlichen nur ein geringes oder kein Bedürfnis nach Gottesdiensten haben, besuchen sie auch dann wohl nicht in grossen Massen Liturgien, wenn diese jugendästhetisch vollzogen werden. Generell sind unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen die Einflussmöglichkeiten der Kirchen auf das Verhalten der Kirchenmitglieder sehr begrenzt. Es wäre eine Illusion anzunehmen, eine Anpassung in Richtung einer milieugerechten Ästhetik sei mehr als die geringfügige Senkung einer hohen Schwelle.

3.3 Das Zeitalter der sozial tolerierten Minimumreligion

Der gesellschaftliche Wandel machte vor den religiösen Milieus wie dem katholischen oder reformierten keinen Halt: Mit der Auflösung der konfessionellen Milieus verschwanden die unangefochtene Deutungsautorität der Kirchen und die selbstverständliche Vermittlung konfessionell geprägter religiöser Inhalte. Die Ausübung und Weitergabe des Glaubens haben ihre Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit verloren (vgl. Kaifel 1994, S. 203f.).

Seit Mitte der 1990er-Jahre ist eine gemässigte konfessionelle Religiosität nicht mehr die gesellschaftliche Normalposition, sondern eine Religionsform, die ich als sozial tolerierte Minimumreligion bezeichne (vgl. für das Folgende: Schenker 2009). Als Normalposition sollen jene Einstellungen verstanden werden, die in einer Gesellschaft als selbstverständlich gelten. Die Nutzung eines Mittelklassewagens ist so gewöhnlich, das kaum jemand nachfragen würde, warum jemand mit dem Auto anstatt mit einem anderen Verkehrsmittel unterwegs ist. Für den Bereich der Religion gilt ein diffuser Glaube an eine höhere Macht, der keine Auswirkungen auf den Konsum hat oder eine Beeinflussung ethischer Entscheide nach sich zieht, als Referenzposition. Diese Form der Minimumreligion kann deshalb als sozial toleriert bezeichnet werden, weil alle Positionen, die darüber hinausgehen, begründet werden müssen. Eine Ausnahme stellen Religionen dar, denen ein ethnisch-kultureller Aspekt zugeschrieben wird (z. B. sie/er ist Hindu, weil ihre/seine Eltern aus Indien stammen). Durch diese Entwicklungen hat die Theologie ausserhalb der Kirchen ihre Stellung als Bezugswissenschaft für das Religiöse an die Psychologie resp. bei Fragen, die ausserchristliche Religionen betreffen, an die Religionswissenschaft verloren. Durch die Psychologisierung (vgl. in Bezug zur Pädagogik: Reichenbach 2003) sind alle Religionen gleich wahr oder falsch, ist die geforderte inhaltliche Begründung einer Position gar nicht mehr möglich: Anstelle der Begründung kann nur ein Bekenntnis abgelegt oder persönliches Erleben ins Feld geführt werden.

Dass Jugendliche kaum öffentlich über ihre persönliche Religion sprechen wollen, darf nicht mit einem generellen Atheismus verwechselt werden. Die Zurückhaltung vieler Jugendlicher, über Religion zu sprechen, hat gute Gründe: In Mitteleuropa sind, etwa im Gegensatz zu Amerika, öffentliche Religionsbekenntnisse ungewöhnlich. In der Deutschschweiz sind es meist Mitglieder von religiösen Intensivgruppen, die sich offensiv zur ihrer persönlichen Religion äussern – was den religiösen Diskurs in den Augen vieler Jugendlicher unattraktiv macht. Zusätzlich droht beim Gespräch über die Religion, wie bei allem Höchstpersönlichen, der Absturz ins Peinliche.

4 Aktuelle Situation im Kinder- und Jugendbereich

Die Mehrheit der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen meistert erfolgreich die hohen Anforderungen, die in Schule und Ausbildung an sie gestellt werden. Die Heranwachsenden gelten heute als angepasst und zeigen wenig Neigung zu Protest oder Revolte. Trotz allen Unsicherheiten, Schwierigkeiten und Herausforderungen geht heute die Mehrheit der nachwachsenden Generation davon aus, dass sie ihren Platz in der Gesellschaft (Ausbildung, Arbeitsplatz, Wohnung) finden wird. Besonders die schulisch Erfolgreichen zeigen eine hohe Leistungsbereitschaft. Die folgenden Ausführungen basieren auf den Recherchen und Validierungen im Zusammenhang mit der Begleitung von Konzeptprozessen u. a. der Kinder- und Jugendanimation der Stadt Baden.

4.1 6- bis 10-jährige Kinder

Die Gruppe der 6- bis 10-Jährigen ist vergleichsweise wenig segmentiert, d. h., es lassen sich z. B. mit einem Angebot der Kinderanimation gleichzeitig viele Kinder unterschiedlichen Alters, Geschlechts und verschiedener Herkunft ansprechen.

Die meisten Kinder halten sich in der Freizeit, wenn sie draussen sind, in unmittelbarer Nähe ihres Zuhauses auf. Auf diese Gruppe wirkt sich das Verschwinden von Frei- und Spielräumen und Brachen am stärksten aus.

Tendenziell lässt sich eine «pädagogische Einpferchung» der Kinder in abgegrenzte Spielplätze und eine «Aufsplitterung» der kindlichen Lebensräume (die Kinder werden von den Eltern z. B. von der «Insel» Haus mit dem Auto zur «Insel» Schule gefahren) feststellen. Je nach Erziehungsstil und Ressourcen der Eltern ist die ausserschulische Förderung der Kinder hoch, was die erwähnte «Verinselung» (Zeiber 1983) weiter fördert (Insel Haus – Insel Schule – Insel Sprachunterricht – Insel Sportverein – Insel Instrumentenstunde usw.).

4.2 10- bis 12-jährige Kids

Das «jugendtypische» Verhalten und der jugendliche Habitus haben sich in den letzten fünfzehn Jahren um ein bis zwei Jahre vorverlegt: Ein Teil der 10- bis 12-Jährigen zeigt heute ein Verhalten, das früher noch bei 12- bis 14-Jährigen als jugendtypisch bezeichnet wurde.

Innerhalb dieser Altersgruppe kann unterschieden werden zwischen denjenigen, die sich bereits an den Jugendlichen orientieren, und denjenigen, die sich noch eher wie Kinder verhalten. Besonders in dieser Altersgruppe nahm die Segmentierung und das Bewusstsein, einer bestimmten selbstgewählten Gruppe angehören zu können, in den letzten Jahren zu.

Die 10- bis 12-Jährigen halten sich in ihrer Freizeit meist in ihrem Quartier oder Dorf auf, ein Teil ist zu gewissen Zeiten bereits in nahen Städten mit Zentrumsfunktion anzutreffen.

4.3 12- bis 16-jährige OberstufenschülerInnen

Die grössten Veränderungen im Jugendbereich in den letzten zehn Jahren sind für die Altersklasse der 12- bis 16-Jährigen zu verzeichnen. Die Veränderungen betreffen sowohl deren Selbstverständnis als auch ihr Freizeitverhalten. Generell ist in dieser Altersgruppe eine markante Abnahme von Verbindlichkeit und Engagementbereitschaft feststellbar. Gleichzeitig hat die schulische Belastung sowie das Konsum- und Informationsangebot für die 12- bis 16-Jährigen zugenommen.

Die Segmentierung ist bei den 12- bis 16-jährigen OberstufenschülerInnen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren weiter fortgeschritten (mehr Gruppen, die sich stärker unterscheiden) – jedoch ist es heute eher möglich, gleichzeitig Mitglied mehrerer Gruppen zu sein. In der Oberstufe ist eine Tendenz weg von den «grossen» Gruppen und «grossen» Veranstaltungen hin zu Jahrgangsgruppen, Schulklassen und Gleichaltrigengruppen/Cliquen festzustellen.

Wenn Jugendliche im Oberstufenalter heute etwa eine Party organisieren, richtet diese sich meist an einen definierten Adressatenkreis (Schulklasse, FreundInnen, Jahrgangsguppe) und wird selten als offene Veranstaltung durchgeführt.

Die OberstufenschülerInnen bewegen sich in der Freizeit, neben ihrer Wohngemeinde, auch in Richtung des Schulstandortes. Bei regio-

nalen Schulstandorten führt das dazu, dass die Jugendlichen aus den umliegenden Gemeinden oft einen Teil ihrer Freizeit am Schulstandort verbringen.

Ein zentrales Merkmal der Segmentierung unter den Oberstufenschülerinnen und -schülern ist heute meist der Schultyp, der oft durch einen Herkunfts- resp. Schichteffekt verstärkt wird. In den anspruchsvollen Schulzügen ist der Anteil der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund und aus bildungsnahen sowie gut situierten Elternhäusern im Vergleich zur Gesamtgesellschaft überproportional hoch.

4.4 16- bis 25-jährige Jugendliche und junge Erwachsene

Bei den 16- bis 25-Jährigen ist seit längerem eine starke Segmentierung festzustellen. Wichtige Grössen dieser Gruppenbildung sind unter anderem Berufslehre/weiterführende Schulen, Geschlecht, Alter, Herkunft, Wertvorstellungen oder jugendkulturelle Interessen. Ob diese Segmentierung/Gruppenbildung weiter zugenommen hat, ist schwer abzuschätzen.

Die Gruppen der über 16-Jährigen – und speziell die über 18-Jährigen – sind sehr mobil. In Städten der Deutschschweiz mit Zentrumsfunktion hat die Anzahl der über 16-Jährigen, die dort an Freitag- und Samstagabenden ihre Freizeit verbringen, in den letzten Jahren zugenommen – dies besonders in der warmen Jahreszeit. So strömen an schönen Sommerwochenenden mehrere Tausend Jugendliche und junge Erwachsene in die Stadt St. Gallen, nutzen die Freizeitangebote und bevölkern den öffentlichen Raum. Dies geschieht in einem auffälligen Kontrast zur erwähnten Abnahme der Präsenz von Oberstufenschülerinnen und -schülern im öffentlichen Raum ihrer Wohngemeinden.

Jugendkultur liegt im Trend. Tendenziell engagieren sich gut integrierte und gut ausgebildete Jugendliche und junge Erwachsene in den Angeboten der Jugendkultur. Auf der AnbieterInnen-Seite handelt es sich bei den Angeboten der Jugendkultur meist um kleinere, hochengagierte Gruppen – was im Wesen der Jugendkulturarbeit begründet ist. Dies war auch in der Vergangenheit nicht anders. Im Jugendkulturboom der 1980er-Jahren war lediglich das Publikum zahlreicher.

Die Ansprüche an das Qualitätsniveau der Jugendkultur haben in den letzten Jahren stetig zugenommen: Will die Jugendkultur heute erfolgreich sein, muss sie dem Vergleich zu kommerziellen Angeboten

standhalten können. Nur relativ grossen Einrichtungen, wie beispielsweise dem Werkk in Baden, ist es möglich, diese Qualität in verschiedenen Sparten der Jugendkultur bieten zu können. Können die Jugendkulturangebote diesem gestiegenen Qualitätsniveau entsprechen, stossen sie sowohl bei den «ProduzentInnen» als auch bei den «KonsumentInnen» von Jugendkultur auf Resonanz.